

Georg von Schnurbein  
(Hg.)



# GUTES TUN ODER ES BESSER LASSEN?

Philanthropie zwischen  
Kritik und Anerkennung

Christoph Merian Verlag



Georg von Schnurbein  
(Hg.)

# GUTES TUN ODER ES BESSER LASSEN?

Philanthropie zwischen  
Kritik und Anerkennung

Christoph Merian Verlag

# INHALT

- 5 Vorwort  
Georg von Schnurbein
- 9 Philanthropie in der Kritik  
*Fördert Geben die gesellschaftliche Ungerechtigkeit?*  
Georg von Schnurbein
- 37 Das Problem mit der Philanthropie  
*Ein Essay*  
Helmut K. Anheier
- 51 Reziprozität und Tausch  
*Freiwilliges Engagement als Grundpfeiler von Gesellschaften*  
Sandro Cattacin
- 69 Internationale Philanthropie  
*Zwischen Legitimitätskrise und Fortschritt*  
Alice Hengevoss
- 91 Basler Philanthropie  
in historischer Perspektive  
*Isaak Iselin und Christoph Merian-Burckhardt*  
Robert Labhardt

III Zivilgesellschaft in Wien  
*Sedimente einer langen Geschichte*  
Michael Meyer, Florentine Maier, Berta Terzieva

- 139 Gestaltung im Stiftungs- und  
Gemeinnützigkeitsrecht  
*Möglichkeiten der Kantone innerhalb  
der bundesrechtlichen Vorgaben*  
Christoph Degen
- 163 Welchen Beitrag leistet Philanthropie  
für die Gesellschaft?  
*Abschlussdiskussion*
- 184 Autorinnen und Autoren



# VORWORT

Der vorliegende Herausgeberband ist das Ergebnis einer Ringvorlesung, die im Herbst 2022 an der Universität Basel stattgefunden hat. Die Ringvorlesung wurde organisiert vom Center for Philanthropy Studies (CEPS) der Universität Basel und unterstützt vom Verein Stiftungsstadt Basel, der jährlich den Basler Stiftungstag veranstaltet. Zu den Vorträgen wurden renommierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eingeladen, die aus der Perspektive verschiedener Disziplinen eine Einschätzung zur Bedeutung und zum gesellschaftlichen Nutzen der Philanthropie beitrugen. Ziel war es, die heutige Kontroverse um das private Engagement durch Stiften, Spenden und Freiwilligenarbeit um eine fundierte Auseinandersetzung zu erweitern, die über Klischees und vorgefertigte Meinungen hinausgeht. Mit diesem Buch sollen die wesentlichen Inhalte der Ringvorlesung als Übersicht erhalten bleiben, denn die Mehrzahl der bestehenden Publikationen zur Philanthropie betrachten das Thema nur aus der Sicht einer Disziplin. Gerade aber die unterschiedlichen Ansätze helfen, die Vielfalt in der Philanthropie besser zu verstehen.

Der Titel dieses Herausgeberbandes suggeriert, dass es eine Wahl gäbe, Gutes zu tun oder es bleiben zu lassen. Selbstverständlich bedeutet die Freiwilligkeit der Philanthropie, dass jeder Mensch für sich entscheiden kann, anderen zu helfen oder nicht. In den nachfolgenden Beiträgen wird jedoch deutlich, dass die Realität oft anders aussieht. Wir Menschen wollen helfen und lassen uns helfen. Philanthropie ist keine

Einbahnstrasse und funktioniert auch nicht nur in einer Richtung, nämlich von den Gebenden zu den Nehmenden. Vielmehr wird mehrfach betont, dass Philanthropie auf reziproken Austauschbeziehungen beruht. Dieses Prinzip des ‹do ut des› (Ich gebe, damit du gibst) ist eine gesellschaftliche Grundwahrheit. Geben führt zu mehr geben, unabhängig von Form und Umfang. An der Basler Fasnacht lässt sich dies schon bei den Kleinsten beobachten: Die Kinder sammeln fleissig Süßigkeiten ein, aber nicht nur für sich selbst. Kommen die Kinder an kleineren Kindern vorbei, geben sie von sich aus den Kleinen etwas ab. Die Kleinen wiederum kopieren das Verhalten und geben den Kleinsten auch etwas.

In der aktuellen Diskussion über Philanthropie steht jedoch nicht das Geben an sich im Mittelpunkt, sondern vielmehr die Frage nach dem ‹cui bono› (Wem nützt es?). Entfacht wird diese Diskussion durch das Engagement der sehr vermögenden Personen, die kaum mehr vorstellbare Summen in Stiftungen und andere Vehikel stecken, um damit die gesellschaftliche Entwicklung zu fördern. Wie diese auszusehen hat und wer dafür einstehen soll und darf, darüber entzweit sich die Diskussion sowohl in der Wissenschaft als auch in der Öffentlichkeit.

Aus den nachfolgenden Beiträgen lassen sich einige wesentliche Erkenntnisse herauslesen:

- Der Fokus auf die Philanthropie der Superreichen verhindert ein ganzheitliches Verständnis der Philanthropie in der Gesellschaft. Letztlich sind es nicht die wenigen Megastiftungen, die den gesellschaftlichen Wert der Philanthropie ausmachen, sondern die Vielzahl an persönlichen und aus eigener Erfahrung motivierten Engagements, die dort helfen, wo der Staat oder die Wirtschaft nicht tätig werden.
- Heute wird viel von sofortiger Wirksamkeit und schnellem Handeln gesprochen, aber auch die Langfristigkeit von Philanthropie sollte nicht unterschätzt werden. Philanthropen wie Isaak Iselin und Christoph Merian haben in Basel Generationen von Nachahmerinnen und Nachahmern geprägt und die von ihnen gegründeten Organisationen führen das Erbe bis heute weiter.

- Durch reziproke Handlungen wie diejenigen der Philanthropie wird in der Gesellschaft Vertrauen aufgebaut, das erst das Funktionieren von Tauschverhältnissen, insbesondere über den freien Markt, ermöglicht.
- Aus juristischer Perspektive erlauben die wenigen Gesetzesvorgaben viel Gestaltungsspielraum, der jedoch von allen Beteiligten gemeinsam genutzt werden muss. Dazu zählen nicht nur Stifterpersonen und Engagierte, sondern neben Politik und Öffentlichkeit gerade auch die staatlichen Behörden wie Aufsichtsstellen und Steuerverwaltungen.
- Das private Engagement entwickelt sich mit der Gesellschaft mit und wirkt wieder in sie hinein. Wie die Analyse der Zivilgesellschaft in Wien zeigt, erhalten sich in zivilgesellschaftlichen Organisationen die gesellschaftlichen Konflikte früherer Zeiten und tragen gleichzeitig zu deren Überwindung bei.
- Die Kritik an der Philanthropie ist historisch gesehen nicht neu, aber ein Weckruf für eine vertrauensfördernde, wirkungsorientierte und ethisch verantwortliche Philanthropie. Auch wenn es sich um privates Engagement handelt, ist ein Bewusstsein für Transparenz und Öffentlichkeit notwendig.

Wie in der Abschlussdiskussion der Ringvorlesung deutlich geworden ist, sollte es letztlich nicht um die Entscheidung gehen, ‹Gutes tun oder es besser lassen?›, sondern vielmehr um ein Bewusstsein, für wen das Engagement gilt. Es gibt genug und viele verschiedene Gründe für Philanthropie und gemeinnütziges Engagement. Die Freiheit des Individuums, wofür es sich einsetzt, wird so ergänzt um die kollektiven Bedürfnisse der Gesellschaft, wo Hilfe gebraucht wird. Finden diese beiden Perspektiven zusammen, besteht kaum ein Zweifel, dass ein solches Engagement von gesellschaftlich sehr hohem Wert ist.

Die Ringvorlesung und dieser Herausgeberband wären ohne die Mitwirkung vieler Personen nicht zustande gekommen. Zunächst gilt mein Dank dem Vorstand des Vereins Stiftungsstadt Basel für die Unterstützung bei Konzept und Zusammenstellung der Vorträge sowie deren zahlreiche Teilnahme an den Vorträgen. Weiterhin danke ich dem Team des Center for Philanthropy Studies für die organisatorische Unterstüt-

zung. Anja Rogenmoser, Lucca Nietlispach, Dominik Meier und Noam Suissa haben für den technischen und organisatorischen Support während der Veranstaltungen gesorgt.

Für diesen Band wurden die Manuskripte von Carina Greussing bearbeitet und für den Verlag aufbereitet. Vom Christoph Merian Verlag wurden wir kompetent und professionell von Iris Becher, Nataša Pavković und Oliver Bolanz unterstützt. Für die finanzielle Unterstützung bedanken wir uns herzlich bei der Berta Hess-Cohn Stiftung und der Max Geldner-Stiftung.

Schliesslich gilt mein besonderer Dank allen Referenten, Podiumsgästen, Autorinnen und Autoren, die durch ihr Mitwirken sowohl zur Ringvorlesung als auch zu dieser Publikation beigetragen haben!

Basel, im März 2023  
Georg von Schnurbein

Georg von Schnurbein

**PHILANTHROPIE**

**IN DER KRITIK**

*Fördert Geben die gesellschaftliche  
Ungerechtigkeit?*

PHILANTHROPIE – ÜBERBLICK  
UND ABGRENZUNG

›Geben gibt‹ – wird gerne betont und dabei auf Studien verwiesen, die den positiven Effekt des Engagements auf das eigene Wohlbefinden bestätigen. Jedoch scheint die Frage, wie und warum und für wen, seit jeher zu Diskussionen geführt zu haben. Schon Aristoteles erkennt in seiner ›Nikomachischen Ethik‹, dass es nicht leicht ist, zu entscheiden, wem man gibt, wie viel, wofür und wann. Seneca wiederum rät, dass der Gebende sein Geschenk sofort vergessen soll und der Empfangende auf ewig dankbar sein soll. Neben diesen Herausforderungen im Binnenverhältnis von Gebenden und Empfangenden ist aber gerade in den letzten Jahren das Verhältnis von Gebenden und der Gesellschaft als Umfeld der Philanthropie ins Blickfeld geraten. Je sichtbarer sich Stiftungen sowie Philanthropinnen und Philanthropen engagierten und je umfangreicher die Engagements wurden, desto mehr nahm auch die öffentliche Kritik daran zu. Während die Diskussion in den Vereinigten Staaten von Amerika bereits seit einigen Jahren an Fahrt aufgenommen hatte, erreichte die Diskussion in Europa einen ersten Höhepunkt nach dem Brand der Kathedrale Notre-Dame in Paris im Jahr 2019. Die unmittelbar danach bekannt gegebenen Grossspenden von französischen Industriellenfamilien mündeten in einer Debatte, die weit über Frankreich hinaus geführt wurde. Es wurden darin gleich mehrere Vorwürfe an die Adresse der Spenderinnen und Spender gemacht: Statt Spenden

sollten sie besser Steuern zahlen, statt Steine und Holz für Kirchen zu finanzieren, sollten sie besser Probleme wie Klimawandel, Hunger und Armut angehen, für ihre Spenden würden sie ungerechtfertigt Dank erhalten.

In den vergangenen Jahren wurde auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz verstärkt über die Ausgestaltung von Philanthropie und die Auswirkungen auf die Gesellschaft diskutiert – wenn auch hier vornehmlich in Fachkreisen. Die geäusserte Kritik orientiert sich jedoch deutlich an der amerikanischen Debatte. Kritisiert werden das Machtungleichgewicht zwischen Geber und Empfänger, eine undemokratische Entscheidungsfindung zu öffentlichen Themen und aus beidem abgeleitet eine Ungerechtigkeit in der Mitwirkung bei der Zukunftsgestaltung. Als Konsequenz wird häufig eine höhere Besteuerung beziehungsweise die Vorteilmässigkeit staatlicher Umverteilung gegenüber philanthropischem Engagement gefordert.

In diesem Beitrag soll einerseits beleuchtet werden, welchen Ursprung die öffentliche und die wissenschaftliche Kritik an der Philanthropie hat, andererseits sollen dem zentrale Eigenschaften der Philanthropie aus der Literatur entgegengestellt werden, um schliesslich Lösungsansätze für eine gesellschaftlich anerkannte Philanthropie zu präsentieren. Zunächst soll jedoch gezeigt werden, warum Philanthropie zu Recht als «essentially contested concept» bezeichnet wird.

### WAS BEDEUTET PHILANTHROPIE?

Ein «essentially contested concept» ist nach Walter B. Gallie ein Begriff, der innerlich komplex ist und deshalb zu verschiedenen Interpretationen führen kann und zu dem in der Wissenschaft die Erkenntnis besteht, dass die jeweils eigene Meinung von anderen in Zweifel gezogen werden kann. In der Folge sorgt die fehlende einheitliche Definition für Unklarheiten in der Erhebung und Analyse der zugrunde liegenden realen Phänomene.<sup>1</sup> Das Verständnis von Philanthropie reicht von naivem Gutmenschenstum über Gemeinwohlorientierung bis hin zu strategisch ausgerichteter Gesellschaftsentwicklung – mit vielen Schattierungen dazwischen. Einige Definitionen betonen die Freiwilligkeit, andere den Akt des Schenkens und wieder andere den daraus resultierenden gesellschaftlichen Nutzen.<sup>2</sup> Selbst zur Wortherkunft bestehen unterschied-

liche Erklärungen. Zwar ist grundsätzlich bekannt, dass sich Philanthropie aus den beiden griechischen Wörtern ‹philos› (Freund) und ‹anthropos› (Mensch) ergibt, jedoch wird die Begriffsentwicklung mal den griechischen Philosophen des Altertums, mal den Humanisten der englischen Renaissance oder den französischen Frühaufklärern zugesprochen.<sup>3</sup> Dabei wandelte sich das Begriffsverständnis generell betrachtet von einer Tugend zu einem Verhalten. Menschen, die etwas Gutes für andere Menschen tun, werden als Philanthropen bezeichnet. Und so unterschiedlich diese Titelträger sind – vom Pädagogen Basedow über Mutter Teresa bis hin zu Bill Gates –, so unterschiedlich ist auch das Verständnis von Philanthropie. Deshalb wird Philanthropie heutzutage meist sehr breit verstanden, zum Beispiel als «jede private freiwillige Handlung für einen gemeinnützigen Zweck»<sup>4</sup>.

Aufgrund des unterschiedlichen Verständnisses der Philanthropie fehlt nach wie vor eine einheitliche Theorie, warum Menschen sich philanthropisch verhalten. Im Folgenden sollen drei zentrale Erklärungsansätze aus den Sozialwissenschaften angeführt werden: Altruismus, Rational Choice und Reziprozität.

### *Philanthropie als Altruismus*

Die Selbstlosigkeit des Altruisten bildet den Gegenpol zum Eigennutz des Egoisten. Monroe definiert Altruismus wie folgt: «I define altruism as behavior intended to benefit another, even when doing so may risk or entail some sacrifice to the welfare of the actor.»<sup>5</sup> Hier liegt die Betonung auf dem Opfer, auf der Verringerung des Ausmaßes der eigenen Wohlfahrt. Monroe wendet sich gegen die simple Vorstellung einer Dichotomisierung der Kategorien von Eigennutz und Altruismus. Dazwischen liegen viele Zwischenvarianten, die weder klar dem einen noch dem anderen Typ zugeschlagen werden können – etwa Geben, Teilen und Zusammenarbeiten. Philanthropinnen und Philanthropen fallen eher in eine dieser Zwischenpositionen, gesetzt den Fall, dass ihr philanthropisches Engagement sie nicht persönlich in finanzielle Schwierigkeiten bringt. Die Diskussion um Altruismus muss hier nicht weiter vertieft werden: Wenn man keine zu beliebig weite Definition von Altruismus heranzieht, sind offenkundig nicht alle Menschen, die spenden oder sich anderweitig engagieren, Altruisten.

### *Philanthropie als Teil der eigenen Nutzenfunktion*

Die Nutzenfunktion eines Individuums ist ein Kernstück der ökonomischen Analyse. Nach dem Rational-Choice-Ansatz verhält sich ein Individuum so, dass alle Entscheide dem eigenen Nutzen dienen.<sup>6</sup> Wenn Spenden und Stiften Gegenstand der Analyse werden, muss die einfache Nutzenfunktion jedoch verworfen werden, weil das Geben ohne Gegenleistung in der Nutzenfunktion des nutzenmaximierenden Homo oeconomicus keinen Platz findet. Geht man nun davon aus, dass es ökonomisch keinen Sinn macht zu spenden, man also immer höhere Ausgaben als Einnahmen hat, müsste dieses Verhalten als nicht rational und trotz realer Beobachtung als unökonomisch bezeichnet werden. Da dies von Ökonomen als unbefriedigend angesehen wird, wird in der Regel der Ausweg über die Erweiterung der theoretischen Annahmen beziehungsweise des Nutzenmodells gewählt. Entweder wird quasiempirisch angenommen, dass die philanthropische Handlung der und dem Handelnden psychologische Belohnungen (Dank, Anerkennung) verschafft, oder es wird – rein formal – der Nutzen der Dritten in die eigene Nutzenfunktion integriert. In einer dritten Alternative wird die Nutzenfunktion dahingehend angepasst, dass die philanthropischen Motive in die Nutzenfunktion integriert werden. Die Form der Nutzenfunktion wird somit abhängig vom Beweggrund der Philanthropin beziehungsweise des Philanthropen (zum Beispiel Solidarität, Mitgefühl, Gestaltungswille etc.).

Weder Theorien des Altruismus noch der Rational Choice geben eine befriedigende Antwort auf die Frage nach den Motiven der Philanthropie. Der naheliegende Schluss wäre, dass das Geben durch Mischverhältnisse beider Grundverhalten motiviert wird. Ein bisschen Eigennutz, ein bisschen Altruismus – beim einen mehr, beim anderen weniger.

### *Philanthropie auf Grundlage der Reziprozität*

Viele ökonomische Modelle treffen die Annahme, dass Personen nur ihre eigenen Interessen und keine weiteren ‹sozialen› Ziele verfolgen. Eine Ausnahme stellt das bereits dargestellte Konzept des Altruismus dar: Menschen kümmern sich nicht nur um ihre eigenen Interessen, sondern auch um die Interessen anderer. Forschungsergebnisse legen jedoch nahe, dass altruistisches Verhalten weitaus komplexer ist: Men-

schen streben nicht einfach danach, anderen Leuten zu helfen. Sie machen ihre Hilfe davon abhängig, ob sich die oder der andere ihnen gegenüber ebenfalls gutherzig zeigt. Dasselbe Prinzip gilt auch für den umgekehrten Fall: Menschen sind motiviert, denjenigen zu schaden, welche ihnen Schaden zugefügt haben. Diese Form der Gegenseitigkeit wird als Reziprozität bezeichnet.

Reziprozität bezieht die Beziehungsdimension mit ein und impliziert, dass sich das Verhalten von Individuen an Fairnessnormen orientiert. In der Austauschbeziehung von Individuen wird ein positives Kooperationsverhalten belohnt und ein negatives Kooperationsverhalten wird mit negativen Sanktionen vergolten. Das Konzept der Reziprozität geht davon aus, dass Menschen bereit sind, auf ihr eigenes Wohlergehen teilweise zu verzichten, wenn andere sich ihnen gegenüber gutherzig verhalten. Gleichzeitig neigen Individuen dazu, auch unter Inkaufnahme von Kosten diejenigen zu bestrafen, welche soziale Normen verletzen oder sich als Trittbrettfahrer verhalten.

Eine Gabe (zum Beispiel eine Geldspende) produziert sowohl bei Gebenden als auch bei Empfangenden eine Verhaltenserwartung. In diesem Zusammenhang lassen sich zwei Formen der Reziprozität unterscheiden:<sup>7</sup>

- Der direkten Reziprozität liegt die Annahme zugrunde, dass wer etwas gibt, im Gegenzug auch unmittelbar eine Gegenleistung erwartet.
- Die generalisierte Reziprozität ist eine Leistung, die erbracht wird, ohne dass die oder der Leistende auf einen direkten Ausgleich hoffen kann. Stattdessen wird erwartet, dass eine Leistung von dritter Seite erfolgt.

Philanthropie kann am besten als Ausdruck von generalisierter Reziprozität beschrieben werden: Menschen helfen, spenden und engagieren sich in Erwartung, dass auch sie Hilfe erfahren, wenn sie Hilfe brauchen.

### *Wohltätigkeit versus Gerechtigkeit*

Für die spätere Diskussion der Kritik an der Philanthropie ist als Vorbemerkung noch eine Abgrenzung zwischen Wohltätigkeit und Gerechtigkeit nützlich (da ein Teil der Kritik die Philanthropie als ungerecht bezeichnet). Clohesy bezeichnet beide, Wohltätigkeit und Gerechtigkeit, als menschliche Pflicht, jedoch betont er vier zentrale Unterschiede:<sup>8</sup>

- Die Pflicht zur Gerechtigkeit ist eine negative, die zur Wohltätigkeit eine positive Pflicht. Damit wird ausgedrückt, dass ein Individuum keine Handlung ausführen darf, die zu Ungerechtigkeit führt, das heißt die Situation verschlechtert. Eine wohltätige Handlung kann dagegen nur zu einer besseren Situation führen.
- Gerechtigkeit kann durchgesetzt werden, Wohltätigkeit nicht. Wie in der Definition oben festgehalten, beruht Philanthropie auf Freiwilligkeit. Wird Philanthropie vorgeschrieben (zum Beispiel durch ein Gesetz), verliert sie ihre zentrale Eigenschaft. Eine grundsätzlich ungerechte Situation kann dagegen durch ein Gesetz aufgehoben werden.
- Die Pflicht zur Gerechtigkeit ist perfekt, die zur Wohltätigkeit ist imperfekt. Die Pflicht zur Gerechtigkeit ist immer zu erfüllen, bei der Pflicht zur Wohltätigkeit können Ausnahmen bestehen (etwa wenn die Handlung den eigenen Wertvorstellungen widersprechen würde).
- Gerechtigkeit ist eine Sache des Rechts, Wohltätigkeit nicht. Es ist einer der grossen Unterschiede zwischen der Förderung staatlicher Institutionen und von privaten Förderstiftungen, dass Letztere ihren Destinatären keine Rechenschaft über einen Förderentscheid schuldig sind, während der Entscheid einer staatlichen Stelle immer angefochten werden kann.

Wie die vier Wesensmerkmale zeigen, besteht aus ethisch-philosophischer Überlegung ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Wohltätigkeit, der letztlich auch in der praktischen Umsetzung spürbar wird.

## POPULÄRE KLISCHEES UND VORSTELLUNGEN

Wie bereits beschrieben, fällt eine allgemein akzeptierte Definition von Philanthropie schwer. Dagegen halten sich manche Klischees und Vorstellungen über die Philanthropie sehr hartnäckig in weiten Kreisen – von der Öffentlichkeit über Medien und Politik bis in die Wissenschaft hinein. Im Folgenden werden vier dieser häufig gehörten Aussagen zur Diskussion gestellt.

### *Mit Philanthropie spart man Steuern*

Es ist meist die erste kritische Bemerkung, die in einer Diskussion über den Nutzen von Philanthropie und Stiftungen fällt: Mit Stiftungen kann man Steuern sparen. Die zugrunde liegende Annahme lautet kurz gefasst, dass durch die Errichtung einer Stiftung dem Staat Steuereinnahmen verloren gehen. Diese Einnahmen fehlen dem Staat anschliessend, um seine Leistungen zu erbringen, und die Gesellschaft leidet.

Diese Auffassung ist deutlich verkürzt und missachtet gleich mehrere Zusatzeffekte, die durch Philanthropie entstehen. Zunächst einmal ist es eine Tatsache, dass fast jeder Staat eine Form der steuerlichen Begünstigung von gemeinnützigen Spenden kennt. In der Schweiz kann eine Spende in der Regel zu bis zu 20 Prozent vom zu versteuernden Einkommen abgezogen werden, das heisst, das zu versteuernde Einkommen reduziert sich um diesen Betrag (und bei progressiver Besteuerung sinkt dadurch der zugrunde liegende Steuersatz), jedoch entspricht der Spendenbetrag nie dem entgangenen Steuereinkommen des Staates. Würde bei einem Einkommen von 100 000 Franken eine Spende von 10 000 Franken gemacht und dadurch der Steuersatz von 20 auf 18 Prozent sinken, würde der Staat auf 3800 Franken an Steuern verzichten. Die Gesellschaft aber hätte 6200 Franken gewonnen und der Spenderin würden statt 80 000 Franken ohne Spende noch 73 800 Franken von ihrem Einkommen bleiben. Auf den ersten Blick hat die Spenderin Steuern gespart, dafür aber fast dreimal so viel zahlen müssen.

Hinzu kommt, dass der Steuerabzug förderlich für das Fundraising ist, wie Studien gezeigt haben. Der Staat kann durch den Verzicht also zu mehr privaten Spenden für gemeinnützige Zwecke animieren. Gerade bei Stiftungen, deren Vermögen über die Zeit durch Investitionen mehrfach Ausschüttungen generieren kann, setzt ein Multiplikator-

tionseffekt ein. In einer Studie basierend auf der Schweizer Steuergesetzgebung wurde gezeigt, dass sich der Steuerverzicht durch Ausschüttungen der Stiftungen in weniger als einem Jahr bereits für die Gesellschaft amortisiert.<sup>9</sup> Ab dann gewinnt die Gesellschaft durch jede Ausschüttung mehr Mittel für gemeinnützige Zwecke hinzu. Schliesslich kann mithilfe der Daten zum Spendenabzug auch gezeigt werden, dass Spenden kein bevorzugtes Mittel für Steueroptimierung ist: Der höchste Abzug von 20 Prozent wird nur von weniger als einem Prozent der Steuerpflichtigen erreicht.

### *Philanthropie à l'américaine*

Es gibt kaum eine Beschreibung über Philanthropie, in der nicht die Vereinigten Staaten von Amerika als das Mutterland der Philanthropie bezeichnet werden. Dementsprechend gelten die Entwicklungen dort als wegleitend für Europa und andere Teile der Welt. Tatsächlich geniesst Philanthropie in den Vereinigten Staaten von Amerika einen sehr hohen gesellschaftlichen Stellenwert und die Kumulation von privatem Reichtum in den letzten dreissig Jahren hat zu einigen der grössten gemeinnützigen Stiftungen und Engagements aller Zeiten geführt. Die Ursprünge für diese Entwicklung liegen im 19. Jahrhundert sowie im grundsätzlichen Staatsverständnis der Vereinigten Staaten von Amerika.<sup>10</sup> Während der Industrialisierung kamen eine Reihe von Personen innerhalb eines Lebensalters zu unglaublichem Reichtum (so wie heute die Tech-Unternehmer). John D. Rockefeller, Will K. Kellogg und ganz besonders Andrew Carnegie prägten die Idee, dass es die Pflicht der Reichen ist, der Gesellschaft etwas vom Reichtum zurückzugeben. Carnegie schrieb in seinem Pamphlet *«The Gospel of Wealth»*: «The man who dies rich, dies disgraced!» (Der Mensch, der reich stirbt, stirbt in Schande!) Diese Idee beruhte auf dem Staatsverständnis des *«weak state»*. Während die Unternehmen kräftig wuchsen, waren die staatlichen Institutionen des jungen Staates schwach und wenig ausgeprägt. Das erlaubte den Industriellen ihre erfolgreichen und teils skrupellosen Geschäfte, jedoch sahen sie sich verpflichtet, den sozialen Frieden durch entsprechende philanthropische Engagements zu pflegen und zu stärken. Carnegie förderte vor allem Bibliotheken und das Schulsystem, Rockefeller und Kellogg gründeten Universitäten, um die Ursachen der

gesellschaftlich relevanten Probleme (wie Tuberkulose) zu erforschen. Ihre Vorbilder dazu fanden sie in Europa, auf dem Alten Kontinent. Dort hatte sich seit der Aufklärung und dem Erstarken des Bürgertums bereits eine Form des gemeinnützigen Engagements unabhängig von Monarchen und Kirche entwickelt. Bekannte Beispiele dafür sind Johann Friedrich Städel in Frankfurt<sup>11</sup>, Christoph Merian in Basel oder Maurice de Hirsch in der k.u.k. Monarchie. Diese frühe Philanthropie in Europa wurde jedoch durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts weitgehend verdrängt und erst seit 1990 hat Philanthropie auch in weiten Teilen Europas wieder mehr Beachtung gewonnen. Die Grundlagen haben die Zeiten jedoch überdauert, weshalb sich die Rechtsform der Stiftung in Europa stark vom amerikanischen Modell unterscheidet und auch die Wirkungsweisen und Aktivitäten anders sind. Philanthropie ist immer in die lokale Kultur und die gesellschaftliche Ordnung eingebunden, weshalb eine zu amerikanisch gestaltete Philanthropie hier nur bedingt Fuss fassen kann. Selbst wenn Konzepte wie ‚Venture Philanthropy‘ oder ‚Mission-Related Investing‘ übernommen werden, müssen sie an hiesige Gesetze und Gewohnheiten adaptiert werden.

#### *Bei der Philanthropie geht es nur um den Philanthropen*

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat festgehalten, dass die Gesellschaft der Grosszügigkeit eher skeptisch begegnet.<sup>12</sup> Es fällt schwer, ein grosszügiges Geschenk an die Gesellschaft einfach anzunehmen. Stattdessen wird viel eher nach versteckten Motiven wie Schuldgefühlen, persönlichem Nutzen oder Einfluss gesucht, um das Geschenk zu erklären. Tatsächlich gibt es Anhaltspunkte, dass die Stifterinnen und Stifter ihre Zuwendungen nicht völlig frei von persönlichen Interessen geschenkt haben. Das entspricht aber letztlich der Erwartung, die sich aus der zu Beginn dargelegten theoretischen Verortung von Philanthropie als reziproker Handlung zwischen Altruismus und Egoismus ergibt. Viele Stiftungen tragen den Namen der Stifterperson, die sich dadurch ein Denkmal setzt – eine Aufgabe, die Stiftungen schon in der Antike übernommen haben. Auch kann die Stifterperson frei über den Zweck der Stiftung und damit die Mittelverwendung entscheiden. Dies führt oftmals zum zentralen Kritikpunkt der undemokratischen Entscheidung, wie wir später noch sehen werden. Jedoch ist dabei ein wesentlicher

Aspekt zu berücksichtigen: Zum Zeitpunkt der Entscheidung, für welchen Zweck die Stiftung gegründet wird, ist das Vermögen das Privat-eigentum der Stifterperson, das heisst, sie hat die alleinige Verfügungsgewalt darüber. Ist die Stiftung gegründet, gehört das Vermögen der Stiftung und die Stifterperson hat darauf nicht mehr Anspruch als jemand anderes (bei einer gemeinnützigen Stiftung sogar weniger, denn die Stifterperson darf per Gesetz nicht von der Stiftung profitieren). Nach der Gründung liegt die Aufsicht über das Stiftungsvermögen beim Staat. Sieht man sich nun die Vielfalt der Stiftungen und ihrer Zwecke an, dann wird deutlich, dass die Gruppe der Stifterpersonen und Philanthropen aus der Gesellschaft selbst stammt. Kunst, Bildung, Forschung, Umwelt, Tierschutz, Wohnungswesen, Religion, Ethik, Friedensförderung, Innovation, Arbeitsschutz, Gesundheitswesen, soziale Dienste – die Liste der existierenden Förderbereiche ist so breit wie die Gesellschaft selbst.

#### *Philanthropie ist intransparent*

Der letzte Vorwurf ist meist der persönlichen Erfahrung vieler Menschen geschuldet, die schon einmal versucht haben, Fördergelder bei Stiftungen einzuwerben. Bis vor wenigen Jahren war es unmöglich, nützliche Informationen über Stiftungen mit vertretbarem Aufwand zu gewinnen. Und auch wenn es heute Suchplattformen im Internet und Seminare zum Stiftungsfundraising gibt, ist die Situation für viele Non-Profit-Organisationen (NPO) immer noch unbefriedigend. Tatsächlich umgibt viele Stiftungen ein Schleier der Zurückhaltung, der eine Kontaktaufnahme oder vorgängige Information erschwert. Dabei tun die Stiftungen nichts Unrechtmässiges, denn von Gesetzes wegen sind sie nicht zur Publikation von Informationen verpflichtet, sondern nur der staatlichen Aufsichtsbehörde gegenüber auskunftsverpflichtet. In diesem Sinn sind Stiftungen eher KMU als börsenkotierten Unternehmen gleichgestellt. Darüber hinaus sind viele Stiftungen bei Banken und Anwalts- oder Treuhandbüros angesiedelt, deren berufsmässige Verschwiegenheit sich auch oft auf die Stiftungen überträgt. Schliesslich ist die Zurückhaltung aber oft auch Wunsch der Stifterperson. Vom biblischen Grundsatz nach Matthäus (6,3): «Wenn du aber Almosen gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut», hat sich gerade

in Basel der Leitspruch ‹Mer git, aber mer sayt nyyt› entwickelt. Tatsächlich galt früher die anonyme Spende als besonders edel, während sie heute eher scheel betrachtet wird. Die Zurückhaltung der Philanthropinnen und Philanthropen lässt sich aber auch damit erklären, dass sie nicht nur Dank für ihr Engagement zu erwarten haben, und nicht jede oder jeder, der Gutes tun will, strebt auch gleichzeitig an die Öffentlichkeit. Letztlich aber macht die gesellschaftliche Entwicklung zu mehr Transparenz in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft auch vor der Philanthropie nicht Halt. Der ‹Swiss Foundation Code› fördert seit der ersten Ausgabe 2005 als Grundsatz die Transparenz.<sup>13</sup> Darüber hinaus werden in den letzten Jahren vermehrt Diskussionen über mehr Partizipation und Beteiligung von Destinatären oder verbesserte Kommunikation geführt.

### ALTE UND NEUE KRITIK AN DER PHILANTHROPIE

Im Jahr 2021 hat Beth Breeze ein Buch mit dem Titel ‹In Defense of Philanthropy› veröffentlicht.<sup>14</sup> Anscheinend ist es schon so weit, dass Gutes tun verteidigt werden muss. Noch überraschender ist allerdings, dass dies wohl schon immer so gewesen ist. Denn in der Geschichte findet man bis in die Antike zurück immer wieder zum Teil massive Widerstände gegen die Philanthropie. In den nachfolgenden Abschnitten soll vor allem die Kritik im 18. und 19. Jahrhundert sowie die Kritik der letzten Jahre betrachtet werden.

#### *Die alte Kritik an der Philanthropie*

In der Aufklärung wurde Philanthropie in verschiedener Hinsicht kritisiert. Einerseits widersprach für die aufklärerischen Philosophen wie Immanuel Kant das private Engagement dem Grundsatz der Gleichheit der Menschen. Denn durch die private Spende für einen bestimmten Zweck entscheidet die Geldgeberin beziehungsweise der Geldgeber, was die andere Person braucht. Dies kann im Sinn der Aufklärung nur durch staatliche Institutionen geschehen.

Besonders kritisch aber wurden die Stiftungen gesehen. Besonders Anne Robert Jacques Turgot in Frankreich und John Stuart Mill in England sprachen sich gegen die institutionalisierte Form der Philan-

thropie aus.<sup>15</sup> Zum einen störten sich die Kritikerinnen und Kritiker am Ewigkeitsgedanken der Stiftungen, denn wer könne schon wissen, welche Förderzwecke in der Zukunft von Bedeutung sein sollten. Bereits ein Zeitraum von dreissig Jahren liesse sich kaum überblicken, schon gar nicht von einem einzigen Stifter. Deshalb sollten Stiftungen – wenn überhaupt – nur für einen begrenzten Zeitraum existieren dürfen. Zum anderen sahen die Kritiker durch die langfristige Existenz und die Pflicht der Zweckerfüllung eine Gefahr, dass dadurch die Armut in der Gesellschaft nicht behoben wird, sondern stärker institutionalisiert wird. Wenn Stiftungen den Armen helfen sollen, dann müssen sie sich nicht darum kümmern, die Armut zu beseitigen, sondern sind – überspitzt formuliert – am Fortbestehen der Armut interessiert. Turgots Einfluss in Frankreich bewirkte, dass nach der Französischen Revolution die Gründung von Stiftungen ab 1791 verboten wurde. Dieses Verbot wurde erst 1983 wieder aufgehoben, weshalb bis heute die Zahl der gemeinnützigen Stiftungen in Frankreich verhältnismässig gering ist. Mills Schlussfolgerungen waren weniger radikal, weshalb für ihn Stiftungen unter staatlicher Aufsicht und mit der Möglichkeit zur Auflösung zulässig blieben. Grossbritannien hat bis heute einen der grössten Stiftungssektoren in Europa.

Mit dem Aufkommen der Philanthropie in den Vereinigten Staaten von Amerika im 19. Jahrhundert wuchs auch die Kritik daran. Für Carnegie, Rockefeller oder John Pierpont Morgan war es unzweifelhaft, dass die vorherrschenden ökonomischen Regeln von Wettbewerb, Konzentration und Verteilung den gesamtgesellschaftlichen Wohlstand sicherten und daher die Ungleichverteilung von Reichtum als eine Konsequenz daraus akzeptiert werden müsse. Die Kritik entbrannte vor allem an den teils rücksichtslosen und skrupellosen Geschäftspraktiken der ‹Tycoons›, die nicht durch Philanthropie zum Lebensende überdeckt werden sollten. Andrew Carnegie erkannte selbst, dass die grossen Reichtümer den sozialen Frieden gefährden könnten, und forderte deshalb seinesgleichen zu mehr Engagement auf: «The problem of our age is the proper administration of wealth, so that the ties of brotherhood may still bind together the rich and the poor in harmonious relationship.»<sup>16</sup> Deutlich schärfer klang es bei Robert Ingersoll, der in einer Parabel drei Philanthropen beschrieb:<sup>17</sup> Der erste versklavt die Men-

schen, die er fördert, mit dem Argument, dass ihnen das Wissen fehlt, um für sich selbst zu sorgen. Er legt ihnen strenge Regeln auf und reguliert ihr Leben, sodass es ihnen für den Preis der Freiheit am Ende besser als vorher geht, der Philanthrop aber auch immer reicher wird. Auf seinem Grabstein steht: «Er war die Fürsorge der Armen.» Der zweite Philanthrop beruft sich auf das Gesetz von Angebot und Nachfrage und kümmert sich nicht unmittelbar um das Wohl seiner Arbeiter. Dafür nutzt er seinen Reichtum, um viele öffentliche Institutionen zu fördern. Seinen Grabstein ziert die Inschrift: «Er lebte für andere.» Der letzte Philanthrop schliesslich beteiligt seine Mitarbeiter am Erfolg und teilt den Gewinn zwischen allen auf, die an der Erwirtschaftung beteiligt waren. Auf seinen Grabstein schreiben die Arbeiter: «Er ermöglichte anderen, selbst zu leben.» Die Botschaft war eindeutig: Statt als Philanthropen grosse Zuwendungen an Universitäten, Krankenhäuser und andere Einrichtungen zu machen, sollten die Philanthropen besser zuvor andere am Reichtum partizipieren lassen. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zeigte die Kritik Wirkung – wenn auch mit einigen Jahrzehnten Verspätung. In den 1960er-Jahren wurde – nach einigen Skandalen von Selbstbedienung in Stiftungen – ein Ausschüttungsgebot von jährlich 5 Prozent des Stiftungsvermögens festgelegt, das bis heute gilt. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind Stiftungen nicht an den Ewigkeitsgedanken gebunden, sondern dürfen und sollen nur auf Zeit existieren.

In der Schweiz war die Entwicklung stark von den Einflüssen aus Frankreich und Deutschland geprägt. Während in der Westschweiz das erste Stiftungsrecht in Genf 1847 eine zeitliche Beschränkung auf zehn Jahre vorsah (anschliessend sollte das Kapital dem Staat zufließen), entwickelte sich in der Deutschschweiz ein eher am Ewigkeitsgedanken und auf Kontinuität ausgerichtetes Stiftungswesen wie in Deutschland.<sup>18</sup> Dort wurde das Stiftungswesen über die Jahrhunderte immer wieder dem politischen Umfeld angepasst und es entwickelte sich ein Ansatz mit hoher Beständigkeit im Austausch für staatliche Einflussnahme.<sup>19</sup> Zusätzlich waren Stiftungen in der damals armen Schweiz sehr rar und eine grössere gesellschaftliche Auseinandersetzung damit gar nicht angebracht. Bei der Einführung des Zivilgesetzbuches 1912 gab es in der ganzen Schweiz etwa zweihundert gemeinnützige Stiftungen.

### *Die neue Kritik an der Philanthropie*

Generell lässt sich beobachten, dass ein aussergewöhnlicher Anstieg einer gesellschaftlichen Aktivität früher oder später die Kritiker auf den Plan ruft. Die Philanthropie hat ab der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre an Bedeutung gewonnen und die gesellschaftliche wie wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Grosszügigkeit nahm zu. Während mit dem ‹Philanthrokapitalismus<sup>20</sup> durch Bishop und Green noch eine zwar kritische, aber durchaus lösungsorientierte Aufarbeitung präsentiert wurde, führte wohl insbesondere die ‹Giving Pledge› ab 2009 zu schärferer Kritik. Die ‹Giving Pledge› wurde von Bill Gates und Warren Buffett ins Leben gerufen, um Superreiche dazu zu bewegen, mit einem öffentlichen Versprechen festzulegen, mindestens die Hälfte ihres Vermögens zu Lebzeiten oder nach dem Tod für gemeinnützige Zwecke zu spenden. Die Entstehung der ‹Giving Pledge› kann im Sinn von Andrew Carnegie als unmittelbare Reaktion auf die wirtschaftlichen Folgen der Subprime-Krise 2008 in den Vereinigten Staaten von Amerika verstanden werden, als viele Menschen plötzlich obdachlos wurden oder ihre Pensionsgelder verloren hatten.

In den folgenden Jahren sind mehrere Bücher erschienen, die auf unterschiedliche Weise Kritik an der Philanthropie üben, meist mit dem Fokus auf die Gegebenheiten in den Vereinigten Staaten von Amerika.<sup>21</sup> Breeze unterscheidet zwischen drei Gruppen von Kritik:<sup>22</sup> die akademische Kritik, die ‹Insider-Kritik› und die populistische Kritik. Im Folgenden soll die moderne Kritik anhand von drei Begriffen erläutert werden: Ungleichheit, Ungerechtigkeit und Emotionalität. Abschliessend wird aufgezeigt, welche Reformen und Verbesserungen zur Auflösung der Kritik angeführt werden.

- Ungleichheit: Die Zweideutigkeit im Titel des Buches ‹Just Giving<sup>23</sup> macht die grundsätzliche Kritik von Rob Reich deutlich. Bei Philanthropie handelt es sich nicht nur schlicht um Geben, sondern es stellt sich die Frage nach der Gerechtigkeit der Gabe. Seine Kritik fokussiert sich auf die Grossspenden in den Vereinigten Staaten von Amerika, bei denen kaum Rechenschaft über die Folgen gegeben werden müsse und deren Ausrichtung wenig transparent, geberzentriert und gerade bei Stiftungen auf fort-

währendes Bestehen ausgerichtet sei. Durch die Grossspenden gewinnen die Geber und Stifterinnen an gesellschaftlicher Macht. Dadurch reduzieren die philanthropischen Zuwendungen gesellschaftliche Ungleichheit nicht, sondern verstärken die Auswirkungen. So findet durch Philanthropie wenig Umverteilung von reich zu arm statt, weil die Gelder vor allem an Institutionen wie Universitäten, Spitäler und Museen gehen, wovon die ärmsten Teile der Bevölkerung kaum profitieren. Reich greift zurück auf die Kritiken von Turgot und Mill und hält fest, dass von den Grundprinzipien der Aufklärung die Philanthropie vor allem auf jenem der persönlichen Freiheit aufbaut und kaum auf jenem der Gleichheit. Diese wird durch die aktuelle Form der Grossspenden sogar verletzt.

- **Ungerechtigkeit:** Noch deutlicher am Machtgewinn durch Philanthropie richtet Anand Giridharadas seine Kritik in ‹Winners Take All› aus.<sup>24</sup> Die Philanthropie ist eine Fortsetzung der bestehenden Machtzirkel in Politik und Wirtschaft und verfestigt damit bestehende gesellschaftliche Gräben, anstatt sie zu überwinden. Dadurch werden gesellschaftlicher Wandel und Entwicklung behindert. Als Paradebeispiel dieser Situation werden die Dominanz und der Einfluss der Bill and Melinda Gates Foundation in den Aktionsfeldern der Stiftung (Bildung in den Vereinigten Staaten von Amerika und Entwicklungszusammenarbeit in Afrika) angeführt. Gleches geschieht auch in Linsey McGoeys Buch ‹No Such Thing as a Free Gift›, das sich ausschliesslich kritisch mit dieser Stiftung auseinandersetzt.
- **Emotionalität:** Aus einer ganz anderen Richtung kommt die Kritik von William MacAskill an den heute dominierenden Formen der Philanthropie.<sup>25</sup> Aus einer utilitaristisch geprägten Perspektive heraus bezeichnet er die Philanthropie als zu emotional und zu sehr an persönlichen Präferenzen orientiert. Statt kurzfristig ein gutes Gefühl zu haben oder im eigenen Umfeld zu helfen, sollten der Philanthropie allgemeingültige Entscheidungen zugrunde liegen, die auf globalem Niveau die Armut und Not bekämpfen. Die daraus entstandene Bewegung des ‹effektiven Altruismus› fordert Gebende dazu auf, die Anzahl geretteter oder

verbesserter Leben als einziger gültigen Massstab an die Philanthropie anzulegen. Zuwendungen für Kultur oder Soziales vor Ort sind nicht zulässig, solange es Hunger und Armut in anderen Teilen der Welt gibt.

Aus ihrer Kritik leiten die Autoren und Autorinnen verschiedene Schlussfolgerungen ab, wie Philanthropie in Zukunft gestaltet werden soll beziehungsweise wie eine gesellschaftlich zulässige Philanthropie ausgestaltet sein sollte. Gerade im Zusammenhang mit Kritik an der Philanthropie in den Vereinigten Staaten von Amerika wird als erste Massnahme immer eine höhere Besteuerung der Reichen gefordert, da zu hohe Steuerabzugsmöglichkeiten bestehen und die Steuergesetzgebung grundsätzlich zu wenig Steuern von reichen Personen einfordert (beziehungsweise zu viele Schlupflöcher bestehen). Dies ist jedoch ein Problem des Steuerrechts generell und nicht der Philanthropie. Alternativ wird daher auch das Verschenken von Reichtum empfohlen. Anstatt eigene Stiftungen zu gründen, sollen die Reichen ihr Vermögen direkt an NPO weitergeben oder dem Staat schenken. Leitfigur dieser Idee ist MacKenzie Scott, die in den vergangenen Jahren Milliardenbeträge zweckgebunden an verschiedenste Organisationen und Institutionen gespendet hat. Generell fordern die Kritiker mehr Intervention seitens des Staats oder durch Experten, die den Philanthropen zur Seite gestellt werden sollten. So soll eine gerechtere Verteilung der Mittel gewährleistet werden. Schliesslich werden auch Aktivitätsbereiche genannt, in denen die Philanthropie vorwiegend aktiv sein soll und darf. Dazu zählen die Förderung von Pluralismus, Innovationsförderung sowie die globale Armut.

### WAS PHILANTHROPIE AUSMACHT

Die Kritik an manchen Auswüchsen der Philanthropie ist berechtigt, genauso wie es haarsträubende Beispiele fehlgeleiteter Grosszügigkeit gibt. Auch bieten die Empfehlungen interessante Ansätze zur weiteren Entwicklung. Gleichzeitig aber erkennen die Kritikerinnen und Kritiker einige zentrale Wesensmerkmale der Philanthropie, die letztlich auch der Grund sind, warum die Philanthropie trotz aller Kritik bis heute überdauert hat.

### *Philanthropie hat einen persönlichen Ursprung*

In der Kritik an der Philanthropie wird häufig ausser Acht gelassen, was deren Ursprung ist. Wie eingangs definiert, ist Philanthropie eine freiwillige Handlung. Damit ist sie personenbezogen, das heisst, sie lässt sich zu einem Ursprung zurückverfolgen, nämlich zu einer oder mehreren Stifterpersonen.<sup>26</sup> Dementsprechend geprägt ist sie von den persönlichen Erfahrungen, Haltungen und Einschätzungen von diesen Personen. Der besondere gesellschaftliche Mehrwert der Philanthropie ergibt sich gerade dann, wenn persönliche Werte und gesellschaftlicher Nutzen zusammenkommen.<sup>27</sup> Erst die persönliche Überzeugung der beteiligten Personen kann andere Personen mitreissen oder mehr Ressourcen generieren. Solche Reaktionen sind durch staatliche Interventionen kaum zu entwickeln. Philanthropie wirkt nicht über Geld allein, sondern durch Engagement und Überzeugungskraft.

### *Spenden sind kein Ersatz für Steuern*

Die Faszination vieler Menschen an der Philanthropie geht von den grossen Beträgen der Megastiftungen aus, und diese prägen gleichzeitig das wahrgenommene Bild der Philanthropie. Wenn die Mehrzahl der Beiträge und Debatten über die Bill and Melinda Gates Foundation geführt werden, die mit einem Budget von über 4 Milliarden US-Dollar operiert, dann entwickelt sich daraus eine verzerrte Wahrnehmung. Dahinter wird eine zu grosse Einflussnahme der Philanthropie vermutet, die den staatlichen Zielen entgegenläuft oder sie verbiegt. Damit dies der Fall wäre, müssten zum einen die philanthropischen Ressourcen im Vergleich zu den staatlichen Ressourcen ein massgebliches Gewicht entfalten können und zum anderen müssten sich die staatlichen Entscheidungsträger von Stiftungen und anderen philanthropischen Institutionen beeinflussen lassen. Zunächst einmal ist festzuhalten, dass die Philanthropie im Vergleich zum Staat ein finanzieller Zwerg ist. Dazu zwei einfache Rechnungen: Würde man alle Ausschüttungen von Stiftungen in der Schweiz eines Jahres (etwa 2–3 Milliarden Franken) nur für die Finanzierung der Schulen verwenden (etwa 26–28 Milliarden Franken), wären am 28. Januar alle Mittel aufgebraucht. Danach gäbe es nicht nur keine Schule, sondern es fehlten auch alle weiteren Mittel für Umwelt, Soziales, Forschung, Kultur etc., die Stiftungen das ganze